

So bleibt uns denn wenig Hoffnung, daß aus dem Lande jenseits der Alpen, so sehr wir selbst des Hauches seiner Ruinenstätten bedürfen, eine neue Offenbarung komme, es wäre denn aus jenem rothen, verhangenen Gemach.

Frankfurt a. M.

Oscar Schmitz.

### „Nath kennt kein Gebot.“

(Ein Volksstück in 3 Acten von Rudolf Christoph Jenny. Zum ersten Mal aufgeführt im Kaimund-Theater am 12. September 1896.)

Wir sehen in ein dürftiges, kahles und ängstliches Gemach. Hier sitzt das Elend. Es mag den Leuten einst besser gegangen sein, daher haben sie noch eine gewisse Scham, sie wehren sich noch, sie hoffen noch immer. Noch widerstehen sie dem wilden Taumel der Verzweiflung, noch ergeben sie sich nicht dumpf. Hell und rein wird die Stube gehalten, mit guten Worten trösten sie sich und, der Lehren braver Eltern eingedenk, glauben sie, daß es dem Menschen, wenn er nur Geduld hat, nicht wankt und redlich seine Pflicht thut, ja doch am Ende nicht fehlen kann. Wir fühlen, bei frommen, vertrauenden Leuten zu sein, denen das böse Schicksal nichts anhaben kann, weil sie es getrost hinnehmen und sich nicht verstören lassen. Es ist schön, wie sie in Liebe zusammenhalten. Der Mann, der Karl Berger, ein Zimmermann aus Tirol, weiß sich manchmal schon gar keinen Rath mehr, die Zeiten sind schlimm und arge Reden der Genossen klingen ihm dann im Ohr, aber er hält doch an sich, klagt nicht und thut lustig, um nur seine arme kranke Frau nichts merken zu lassen und die Sterbende nicht zu ängstigen. Auch seine Schwester, eine junge Näherin, sagt ihre trüben Gedanken nicht, damit es dem Bruder und der Schwester nicht noch schwerer wird. Der Kranken geht es elend, sie kann kaum mehr durch das Zimmer, hustet und stöhnt, schon fühlt sie den Tod hinter ihrem Stuhle stehen, aber sie zwingt sich zu lächeln, um nur die beiden nicht zu kränken. Diese schüchterne und verschämte Poesie von braven Menschen im Elend wird uns so herzlich geschildert, daß man bisweilen an Dickens denken mag.

Nun schleicht das Schicksal näher. So schlimm ist es ihnen doch noch nie gegangen. Kein Geld im Hause, die Genossen strifen, Berger kann nichts verdienen, die Frau liegt im Sterben und wenn sie bis Mittag den Zins nicht haben, werden sie deliquirt. Die Hausfrau ließe ja mit sich reden, sie ist eine gute Person, die selbst nichts hatte, bevor sie der Fabrikant, gegen den Willen seiner Familie, zur Frau nahm. Aber das Haus wird, bis der Max, ihr Sohn, mündig sein wird, von ihrem Schwager, Doctor Bernhardt, verwaltet, einem pedantischen und strengen Juristen, der hart ist und auf die Bergerischen noch eine besondere Wuth hat: denn er weiß, daß sein Kesse die Clara, die Schwester des Zimmermanns, gern hat, und will nicht, daß dieselbe Dummheit in der Familie noch einmal geschieht. Können sie nicht zahlen, dann sollen sie fort, das ist sein Recht und es wäre die einfachste Lösung der ganzen Geschichte; er kennt keine Sentimentalitäten. Er wird zu Mittag kommen; mögen sie zusehen! Der Hausmeister, eine unangenehme Caricatur nach dem Figaro, so etwa in der Art des Wenzel vom Herrn Oberlieutenant, ist schon zum zweiten Mal da, das Zinsbuch in der Hand. Dabei geschieht es ihm, indem er plauscht, daß er aus dem Buch eine Note von fünfzig Gulden verliert. Sie fällt auf den Boden, er merkt es nicht. Nun kommt Berger zurück, der um Geld gegangen ist. Er hat nichts gefunden, keine Arbeit und kein Geld — und das kranke Weib und der Zins, der Zins! Aber wenn ihm auch das noch geschieht, daß er mit der Sterbenden auf die Straße geworfen wird — „wenn das wirklich g'schicht, bin i' meiner Seel' instand' und hilf mit, a paar Häuser in d'Luft blasen!“ So zischt es in ihm von Grimm und Gram, böse Gedanken werden stark, das Unrecht, das ihn bedroht, gibt ihm Haß und Trotz ein. In dieser zornigen und verzweifelnd rennt er hin und her. Da — was ist das, was liegt da auf dem Boden? Er bückt sich, hebt es auf und erschrickt. Es ist der Fünfziger, den der Hausmeister verloren hat. Er hält die Note in der Hand und sieht sie an. Ja, damit wäre ihm geholfen! Wer kann sie nur verloren haben? Er weiß, daß der junge Herr früher hier war, es liegt noch seine Cigarette da. Dem jungen Herrn würde das nichts machen, fünfzig Gulden mehr oder weniger, das merkt so ein Herr gar nicht — und ihm wäre geholfen, ihnen wäre geholfen! Aber er darf das doch nicht! Nein, es darf nicht sein! Er ist doch kein Dieb! Freilich, er könnte ihn ja später zurückgeben, es wäre doch bloß auf ein paar Tage, nur damit er jetzt nicht mit der sterbenden Frau auf die Straße muß! Es wird ja wieder besser werden, er ist immer fleißig gewesen, er wird wieder verdienen und dann, dann kann er das Geld zurückgeben, er will es ja nicht behalten, es handelt sich doch bloß um ein paar Tage, er nimmt es eigentlich nur zu leihen; das kann doch nicht so schlimm sein, ist es besser, wenn er mit der sterbenden Frau auf die Straße muß? Und er hält den Fünfziger noch immer und starrt ihn an. Da hört er die Clara kommen, unwillkürlich steckt er ihn ein. Er will ihn ja nicht behalten oder er wird es sich jedenfalls noch überlegen, aber die Clara soll nichts wissen. Jetzt schreit die Anna auf, die draußen in der milden Sonne sitzt. Er stürzt hin, sie ist fahl und röchelt. Wo ist das Recept, geschwind in die Apotheke! Aber die Clara hat keinen Kreuzer mehr. Er läuft weg,

gleich ist er zurück und gibt ihr die Medicin ein, sie wimmert leise und stöhnt. Da kommt ein Bub herauf, den der Hausmeister zum letzten Mal um den Zins schickt, der Herr Vormund ist schon unten. Der Zimmermann legt die Hand auf sein zitterndes Weib, mit der anderen wirft er dem Buben dreißig Gulden hin. Der geht, der Doctor kommt, Anna röchelt noch einmal und ist todt. Während die Geschwister an der Leiche weinen, vom guten Doctor milde getröstet, hören sie ängstlich den Hausmeister fragen: „Wissen's net, Herr Doctor, ist da ka Fuß'ger g'funden worden? Jessas! Wie werd' i denn den ersezen?“

Lange haben wir auf der deutschen Bühne einen so vehementen Act nicht vernommen. Er läßt uns nicht mehr los, gleich sind wir in der Gewalt seiner Stimmung, wir müssen mit, es ist kein Entzinnen, er schleift uns nach. Wir fühlen, daß der Zimmermann gar nicht anders kann; so enge schließt ihn das Schicksal ein, daß wir nicht zweifeln, jeder von uns hätte dasselbe gethan. Wir wissen, daß er es thun muß, und wissen doch auch, daß er, wenn er es thut, daran zu Grunde gehen muß. Eine unabwendbare Tragödie sehen wir ihre schwarzen Flügel über uns breiten. Wir sagen uns vor, wie es kommen muß: der Hausmeister kann das Geld nicht ersezen, er wird seine Unschuld betheuern, der Vormund ist nicht der Mann, sich gemüthlich zu beruhigen, man wird suchen, es kann nicht ausbleiben, daß Berger verdächtig wird, den der Vormund, ärgerlich über die Liebelei seines Neffen mit der Clara, schon lange nicht mag; und nun denken wir uns, an der Leiche der armen Frau, den unerbittlichen Juristen, erst mit List, bald brutal inquiren, bis der Zimmermann gefangen ist. Wird er nun bekennen? Bei sich mag er sich schuldig, gegen den Advocaten muß er sich im Rechte fühlen und, wie uns die beiden geschildert wurden, ist es nicht denkbar, daß nicht zuletzt der Berger wie ein wildes Thier auf seinen Peiniger springt. So hätten wir die echte Tragödie, da wir einen Menschen, dem wir doch recht geben, unaufhaltfam zum Verbrechen, ins Verderben getrieben und dabei, ja dadurch zu einer Größe, einer wilden Schönheit anwachsen sehen, die ihm sonst fremd waren, so daß wir das tückische Schicksal, das wir fürchten, doch am Ende verehren.

Der zweite Act betritt denn auch diesen Weg. Es kommt, wie es kommen muß. Berger wird verdächtig; der Vormund, der verhindern will, „daß sich hier wiederholt, was einst der Mutter meines Mündels gelungen ist“, fängt ihn zu verhören an. Der Zimmermann trotzt: „I bin ka Dieb, Sie können mir nix beweisen!“ Der Vormund ruft die Polizei, nun wird ihm doch angst: „Um mei arm's Weib willen, thuns mer das nit an!“ „Das Gesetz kennt kein Mitleid“, erwidert der Jurist. Da schreit er auf: „Was?! Das Gesetz!? — Du getraust di no' auf's G'setz z' b'ruaf'n?! Du willst uns geg'n G'setz von heut auf morgen auf d' Straß'n werf'n und hast noch die Frechheit, dich auf's Recht z' b'ruaf'n! Ueberleg' diar's, was du thuast! Wenn i weg'n Unehrllichkeit nur an oanz'ge Stund sitz'n muas — nachher ist miar's gleich, wenn zwoanzig Jahr draus werd'n! Aber du sollst miar's z'erst büas'n, Hund, miserabler!“ Und er hebt die Art und da — aber das muß man gesehen haben, da kommt auf einmal der kleine Max, der Nefse, herein, verbietet sich den Spectakel und erklärt feierlich: „Ich werde auf keinen Fall dulden, daß Sie die Ehre des Bruders meiner Braut verunglimpfen.“ Der Wachmann geht, der Doctor Bernhardt geht auch und wir merken beschämt, daß man uns zwei Acte lang nur gesoppt hat: der Bub wird das Mäd'l kriegen, der Hausmeister wird seinen Fünfziger kriegen, der Zimmermann hat eine gute Lehre gekriegt und wir leben in der besten der Welten und von einer Tragödie ist gar keine Rede. Man hat uns nur ein bißchen aufregen wollen, aber es war doch bloß ein Spass. Wir sind schön aufgefessen.

Man hat geschrieben, daß der dritte Act, der nun folgt, an den seligen Benedix erinnert. Wir scheinen, das hat der selige Benedix doch eigentlich nicht verdient. Er ist ja kein Shakespeare gewesen, aber er hat auch gar nicht so gethan; es ist ihm nicht eingefallen, alle tragischen Geister zu beschwören, um sie dann schuhplatteln zu lassen. Es läßt sich gar nicht sagen, wie verrückt erbärmlich dieser letzte Act ist. Die Gefinnung einer Gouvernante drückt er durch die banalsten Mittel der Poffe aus.

Herr Rudolf Christof Jenny ist gewiß ein Talent, aber er scheint leider, ästhetisch genommen, kein Charakter zu sein. Er kann sehr viel, er hat nicht nur die Gabe der theatralischen Wirkung, er hat mehr: er kann nicht nur die größten und die stillsten Gefühle gestalten, Zorn und Erbarmen, sondern er muß einmal das Wesen und den letzten Sinn des Dramas vernommen haben. Es scheint ihm nur eins zu fehlen: es ist ihm nicht ernst. Er blinzelt immer ins Parterre, ob es denn den Leuten auch recht ist; denkt er, daß es das Publicum vielleicht anders haben will, so gibt er gleich nach und er ist immer bereit, seine Muse mit der Casse zu betrügen. Gelänge es ihm, ernst und unerbittlich zu werden, so wären wohl Anzeichen da, daß man ihn noch einmal neben Anzengruber nennen wird. Geht er aber seinen Schlandrian in der Furcht des Publicums fort, so wird er bald nur so ein Philippi sein, ein Lafai aller schlechten Instincte. Nun mag er wählen.

Das Stück wurde gut gespielt und war schlecht inscenirt. Gewaltig, ja mit Größe stellte Herr Klein den Zimmermann hin. Fräulein Niese ist nie einfacher und rührender gewesen;